

Der Roman einer Verführung.

(Nachdruck verboten.)

8)

Von A. Ranc.

Ins Deutsche übertragen von Marie Ruert.

II.

Herr Drault, der Untersuchungsrichter am Gerichtshof von Poitiers, wohnt in der Rue de la Prévote und befindet sich in seinem Arbeitszimmer. Er arbeitet, und während er arbeitet, schlürft er in kleinen Schlucken seinen Milchkaffee. Viel Milch mit sehr wenig Kaffee, weil der Kaffee des Krieges wegen sehr theuer ist. Auf dem Grunde der Tasse befindet sich kein Zucker, sondern ein Löffel Honig, denn der Zucker ist ebenso theuer wie der Kaffee. Herr Drault, der stets schwarz gekleidet geht und nie ohne seine weiße Musselinkravatte erscheint, ist ein Mann von etwa vierzig Jahren. Er hält etwas auf seine Kravatte, nicht weil sie für ihn das Abzeichen seines Berufes ist, sondern weil sie ihn an die schönen Tage als junger Stutzer und an seine Triumphe im Palais Royal erinnert.

Zu jener Zeit gehörte Drault dem Kabinet des Herrn Réal an, der selbst wiederum dem Polizeiministerium zugetheilt war. Denn in seiner Jugend hatte Drault hin und wieder der Polizei in die Hände gearbeitet und war deswegen von seinen Kollegen und Vorgesetzten scheel angesehen worden. Die Rechtsgelehrten haben noch heute nichts von dem hochmüthigen Gebahren der alten Parlamente verloren und lieben es nicht, daß die, welche sie als Untergeordnete, als einfache Handlanger betrachten, in ihre Reihen eindringen. Drault flüchte dem Gericht und dem Hofe kein großes Vertrauen ein. Nicht weil man ihm gewisse Gesälligkeiten vorwarf; es giebt nicht einen Beamten in Poitiers, der anders gehandelt hätte als er; alle sind bereit, die Dienste zu leisten, welche die Machthaber von ihnen fordern. Trotzdem haben sie Drault so viel wie möglich von ihren Kreisen ferngehalten. Der Untersuchungsrichter ipeist nur an den Tagen der offiziellen Mahlzeiten bei den Präsidenten, und nie wird er zu den intimen Gesellschaften seiner Vorgesetzten eingeladen. Das wäre indeß weiter nichts Besonderes, und Drault, der Philosoph ist und die Menschheit verachtet, würde an diesem stummen Kriege offen theilnehmen, wenn es nicht seinem Vorwärtskommen schadete. Er fühlte, daß die Feindschaft seiner Kollegen und Vorgesetzten ihn in seiner Laufbahn aufhält und daß er, wenn er nicht den Oberrichter durch einen Aufsehen erregenden Streich für sich gewinnt, niemals über den Rathskittel hinauskommen wird. Ueber diese schmerzliche Situation sinnt er gerade nach, während er mechanisch in einem Stoß Akten blättert.

Er wird aus seinen Betrachtungen gerissen durch das Anschlagen des Klopfers an die alte Hausthür. Gunde, seine Wirthschafterin, tritt in das Kabinet und reicht ihm einen Brief.

„Auf Antwort wird gewartet, Herr,“ sagt sie, und während Drault liest, wartet sie stehend, sich ab und zu in den kräftig hervortretenden Hüften schaukelnd. Sie trägt den nationalen Kopfsputz, eine hohe Mütze, die entfernt an die Mitra der Bischöfe erinnert, und ihr Nieder kracht unter einem gelbgründigen, graugestreiften Tuch, das rückwärts mit einer Nadel an der Taille befestigt ist. Gunde hat frische Farben und ist sehr üppig gebaut. Ihre Lippen sind roth und dick; ihre schwarzen Haare umrahmen niedrig und dicht eine enge Stirn.

„Wer hat diesen Brief abgegeben?“ fragt Drault.

„Ein Fräulein,“ antwortete Gunde trocken.

„Bitten Sie die Dame, einen Augenblick zu warten.“

„Das brauche ich ihr nicht zu sagen, sie wartet schon im Korridor.“

„Lassen Sie sie in das Vorzimmer eintreten und geben Sie ihr einen Stuhl.“

„Jesus, die Person kann wohl auch stehen! Dann kann ich mich auch den ganzen Tag lang hinsehen.“

„Gunde!“

„Es ist gut, ich gehe schon, ich werde Ihrem Fräulein einen Polsterstuhl geben.“

„Sagen Sie, Gunde, kennen Sie diese Person?“

„Jesus! Wer kennt sie nicht in Poitiers? Sie könnten sie ebenso gut kennen, wenn Sie wollten.“

„Gunde!“

„Ja, Sie brauchen nicht immer Gunde, Gunde zu schreiben. Ich weiß wohl, daß ich Gunde heiße. Ich gehe wieder an meine Arbeit und werde ihr einen Lehnstuhl geben, der Desfrancois, weil Sie jetzt einen Hut trägt.“

Als Drault wieder allein ist, legt er den Brief neben sich, dann nimmt er aus einem Fache seines Schreibtisches einen Aktenstoß, auf den er noch am selben Morgen geschrieben: Akten in Sachen Gebrüder Rochereuil, Georget und anderer. Er blättert in dem Stoß, und seine Augen haften ziemlich lange auf einer Notiz. Er liest sie mehrmals, dann ruft er Gunde und sagt zu ihr: „Lassen Sie eintreten.“

Gunde führt das Fräulein, das jetzt einen Hut trägt, herein, schiebt ihr einen Sessel hin und geht. Drault hat den Kopf nicht erhoben; er scheint in seine Arbeit vertieft. Eine oder zwei Minuten vergehen. Dann fragt er, noch immer mit gesenkten Augen:

„Sie sind Fräulein Juliette Desfrancois?“

„Ja, mein Herr.“

„Sie haben an mich geschrieben und bitten mich um die Erlaubniß, den Pierre Rochereuil, inhaftirt in der „Heimsuchung“, zu besuchen?“

„Ja, mein Herr, ich wünsche Herrn Rochereuil zu sehen.“

„Sind Sie mit diesem Manne verwandt?“

„Nein, ich bin nicht verwandt mit Herrn Rochereuil.“

„Welche Beweggründe können Sie dann haben, diesen Gefangenen zu besuchen? Kennen Sie ihn so genau und sind Sie sicher, ihm angenehm zu sein, wenn Sie ihn in der „Heimsuchung“ besuchen? Fürchten Sie nicht auch, sich zu compromittiren?“ fragt Herr Drault lächelnd.

Juliette Desfrancois erröthet leicht, und ihre Lippen bebten. Ihr Blick heftet sich auf den des Richters. Einige Sekunden schweigen beide. Der Richter wendet zuerst die Augen ab.

Da lächelt Juliette Desfrancois.

„Mein Herr,“ sagt sie, „ich bin gewiß, daß Herr Rochereuil mich mit Vergnügen sehen wird. Er weiß, wie sehr ich ihm zugesthan bin und ist so gut, einige Freundschaft für mich zu zeigen. Was mich betrifft,“ fügt sie ein wenig bitter hinzu, „so wissen Sie wohl, daß ich nicht mehr compromittirt werden kann.“

„O mein Fräulein,“ erwidert der Richter, „was sagen Sie da? Können Sie glauben, daß ich die Absicht gehabt habe, Sie zu verlegen? Nein, mein Fräulein, lernen Sie mich besser kennen. Der Freimuth, mit dem Sie eben zu mir gesprochen haben, verdoppelt das Interesse, das Sie mir sofort eingeflößt haben. Glauben Sie, daß ich alles, was möglich ist, thun werde und daß es nur von mir abhängen wird, wenn Herr Rochereuil alle Erleichterungen erhält, die seine Lage erlaubt, und das Gesez zuläßt.“

„Ah, Sie sagten eben Herr Rochereuil?“

„Sehen Sie, mein Fräulein,“ fuhr der Richter fort, ohne auf die Zwischenbemerkung einzugehen, „es ist nicht Drault, der Untersuchungsrichter, der zu Ihnen spricht, es ist Drault, Ihr Landsmann, der auch der Landsmann des Herrn Rochereuil ist. Unser Beruf ist manchmal sehr peinlich, und unsere Pflichten sind oft grausam. Ich bin der Schülking und, obgleich ich so viel jünger bin, fast der Freund des Vaters des Herrn Rochereuil gewesen und sehe mich nun gezwungen, gegen den Sohn vorzugehen. Das Gesez befiehlt, und ich gehorche. Wir sind eben auch Soldaten, die Zivilsoldaten des Gesezes. Ich suche die Wahrheit, nichts als die Wahrheit. Gott ist mein Zeuge, daß ich der glücklichste aller Menschen sein würde, wenn ich dahin gelangen könnte, die Unschuld des Herrn Rochereuil zu erweisen. An dem Tage würde ich nichts versäumen, um seine sofortige Befreiung zu erreichen. Ich würde, wenn es sein müßte, sogar zu dem Oberrichter gehen. Aber, ich spreche ganz aufrichtig zu Ihnen: Werde ich das Ziel, das ich verfolgen, jemals erreichen? Herr Rochereuil ist sehr unvorsichtig gewesen. Seit dem Tode seines Vaters auf den Schellen hat er nicht aufgehört, mit den erklärtesten Feinden der kaiserlichen Regierung Beziehungen zu unterhalten.“

„Aber, mein Herr, war diese Verbannung nicht schrecklich

und ungerecht? Der Vater des Herrn Rochereuil lebte hier ruhig mit seiner Frau und seinen beiden Söhnen bis zu dem Höllemaschinen-Attentat. Man kam bei Nacht, verhaftete ihn, brachte ihn nach den Sechellen, wo er nach zwei Jahren schrecklicher Entbehrungen gestorben ist. Man mußte doch sehr genau, daß er nichts gethan hatte. Ist das nicht entsetzlich?

„Leider, mein Fräulein, hat die Politik schreckensvolle Nothwendigkeiten. Aber wollen Sie mich, bitte, nicht unterbrechen. Ich wiederhole Ihnen, Herr Pierre Rochereuil ist sehr unvorsichtig gewesen. Er hat sich mit den Jakobinern und Septembristen verbündet. Er machte häufige Reisen nach Paris und hat den General Malet mehrere Male in dem Krankenhause, wo er inhaftirt war, besucht. Schließlich war er nach dem strafbaren Versuch dieses Wahnsinnigen während mehrerer Tage verschwunden. Wo war er? Die Untersuchung hat ihn nicht entdecken können. . . Sie sehen meine Offenheit. . . Ich verberge Ihnen nichts. . . Allein Sie wissen, wie argwöhnisch die Behörden und die Polizei sind. . . War es da verwunderlich, daß mit Rücksicht auf ihn die strengsten Maßregeln vorgeschrieben wurden und daß man ihn bis jetzt nicht mit seiner Mutter verkehren ließ? Sein junger Bruder sogar hat keine Erlaubniß zu Besuchen bekommen. Nun, mein Fräulein, fürchten Sie nicht, daß Sie, wenn Sie auf der Erlaubniß bestehen, die bis jetzt jedem verweigert worden ist, fürchten Sie da nicht, zumal Sie mit Herrn Rochereuil nicht verwandt sind, den Verdacht jener argwöhnischen Polizei, von der wir eben sprachen, auf sich zu lenken? In diesem Sinne rieth ich Ihnen, sich nicht zu compromittiren.“

„Nun, was thut's, wenn die Polizei mich beargwöhnt?“ Ihre Mühe wird vergebens sein, das ist alles. Vorausgesetzt, daß es mir erlaubt wird, Herrn Rochereuil zu sehen, ihn zu zerstreuen, ihm, wenn möglich, die Last seiner harten Gefangenschaft etwas zu erleichtern, was schadet es denn, wenn mir selbst einige Unannehmlichkeiten daraus erwachsen sollten?“

„Das mag sein, mein Fräulein, aber wenn Sie für sich nichts fürchten, so müssen Sie doch wenigstens bestrebt sein, auf einen Mann, den Sie lieben, nicht gewisse Gefahren zu lenken. Da Sie sagen, daß Herr Rochereuil Freundschaft für Sie empfindet, so schenkt er Ihnen gewiß auch sein Vertrauen; ist es nicht wahr?“

„Ich höre zu, mein Herr, Sie haben mich gebeten, Sie nicht zu unterbrechen.“

„Nun wohl, da ich Vertrauen zu Ihnen habe, weiß, daß Sie wie alle Frauen rechtschaffen denken und einen entschlossenen und umsichtigen Charakter haben, so wird er Ihnen vielleicht einen Auftrag für seine hiesigen oder auswärtigen Freunde geben. Er wird Ihnen eine mündliche oder schriftliche Botschaft mitgeben. Sie sind ihm ergeben, haben Sie mir gesagt, und Sie werden nicht die Kraft haben, es ihm abzuschlagen. Was wird dann geschehen? Sie werden überwacht, verfolgt werden; alle Ihre Wege werden ausspionirt. Sie werden in die Fallen, die man Ihnen stellt, gerathen. Aber Sie werden nicht allein fallen. Sie werden nicht nur Herrn Rochereuil mit sich reißen, sondern auch seine Freunde. Denken Sie darüber nach, mein Fräulein. Ich verstehe“ — und der Richter Drault versuchte ein boshaftes Lächeln, als er dies sagte, — „ich verstehe, daß Sie den Wunsch hegen, Ihren Freund wiederzusehen. Ich begreife, welches Glück Sie von dieser Begegnung erwarten. Aber ist es nicht verständiger, vorsichtiger, freiwillig darauf zu verzichten?“

„Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Rathschläge, mein Herr, und seien Sie versichert, ich bin gerührt von der Güte, mit welcher Sie zu mir sprechen. Aber Sie halten mich für eine andere, als ich bin. Ja, Herr Rochereuil hat ein wenig Freundschaft für mich, aber ich bin nur ein armes Mädchen, und mir würde er seine Geheimnisse nicht anvertrauen. Als ich ihn zum ersten Male sah — es ist jetzt zwei Jahre her — brachte ich ihm das letzte Lebewohl eines seiner Freunde. . . Ich weinte. . . Er, er weinte nicht; und doch war er sehr traurig. Er hat mich getröstet, mir gute Worte gesagt, die mich erhoben haben. . . Meine Mutter, meine Schwestern wollten mich nicht sehen. . . Ich wußte nicht, was aus mir werden sollte. . . Ich hätte Poitiers verlassen mögen, aber wohin sollte ich gehen, allein wie ich war? Es fehlte mir nicht etwa an Geld, um abzureisen. Aber so unglücklich ich war, war es mir doch, als würde ich anderwärts noch unglücklicher sein. Herr Rochereuil kam und besuchte mich in meinem armseligen kleinen Zimmer am hellen Tage. Er sprach zu mir wie zu einer Frau, die er achtete; da habe ich wieder Muth gefaßt und es gewagt, die Augen vor den Leuten aufzuschlagen. . . Er hat mich abends

nach Blossac geführt. . . Ach, er fürchtete nicht, sich zu compromittiren. . . Und dennoch, Sie wissen, wie man in Poitiers ist. . . Eines Tages habe ich auf dem Marktplatz seine Mutter getroffen; sie hat meinen Gruß vor aller Welt erwidert, ja, Herr, vor aller Welt. Das hat er für mich gethan, und jetzt ist er unglücklich, ist er im Gefängniß; ich kann nichts für ihn thun als ihm zeigen, daß ich ihn nicht vergessen habe. . . Ich wette, daß er mich, wenn er mich eintreten sieht, mit dem guten Lächeln begrüßen wird, das er zuweilen hat. Jeden Tag bringt ihm seine Mutter einen schönen Blumenstrauß aus ihrem Garten nach der „Heimsuchung“. Ich habe heute morgen gesehen, daß er passirte. Nun, ich möchte ihm auch Blumen bringen. Es ist mir sehr gleichgiltig, daß die Polizei mich beargwöhnt! Sie fürchten, daß Herr Rochereuil mich zu seinen Freunden schicken wird. O, ich verlange nichts mehr. Was er mich thun heißen würde, das thäte ich allen zum Troß! Aber seien Sie ruhig, ich kenne ihn, er wird mir nichts sagen.“ (Fortsetzung folgt.)

Ein Streik vom Jahre 1712.

Daß Arbeitseinstellungen auch in der „guten alten Zeit“ vorkamen, ist nichts Neues. Aber selbst die jüngste Zeit kennt kein Beispiel, daß ein Streik so lange gewährt hätte, wie der der Schuhmacher-Gesellen zu Wien im ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts. Und was dabei noch besonders merkwürdig ist: Der Kampf galt nicht einer materiellen Verbesserung, es war vielmehr die Abwehr einer Maßregel, welche die „Schuhknechte“ — wie sie zu jener Zeit benannt wurden — mit ihrer Ehre nicht vereinbar hielten. Allerdings nahmen nicht alle Gesellen daran theil, obgleich eine ziemlich festgefügte Organisation vorhanden war, und ein reger Briefwechsel mit den Genossen in der Provinz selbst aus den Gefängnissen geführt wurde. Aber immerhin machte sich dieser Streik stark fühlbar und erst nach zehn Jahren wurde er beendet. Die Ursache des Streiks war folgendes: Im Jahre 1712 wurden gedruckte Zeugnisse eingeführt, die der Zunftmeister unterschrieb, und ohne welche ein Schuhwerkgeselle von einem anderen Meister nicht aufgenommen werden durfte. Das Schriftstück lautete:

„Ich Endes Unterschriebener bekenne hiermit gegenwärtiger Attestation, daß K. K., gebürtig von J., bei uns bürgerlichen Schuhwerkmeistern in der kaiserlichen Haupt- und Residenzstadt Wien in der Arbeit gestanden ist, welcher sich ehrlich und redlich verhalten hat, wie es einem ehrlichen Schuhknecht zusteht. Dieses bezeuget unser kleines hierunter gedrucktes Handwerks-Zusign, so gegeben in der kaiserlichen Haupt- und Residenzstadt Wien den 2. J. Anno 1712.“

Dem wollten sich die meisten Gesellen nicht fügen und ließen lieber die angedrohten harten Strafen über sich ergehen: Landesverweisung, Ketten, Zwangsarbeit in dem Festungsgraben. Manche wurden auch für „unehrlich“ erklärt oder ihr Name an den Galgen geheset. Diese Maßregeln schreckten zwar viele zurück, aber mit jedem Jahre schwand die Furcht mehr, und 1722 scheint der Streik sich sehr fühlbar gemacht zu haben. Am 21. October erschien folgendes Hofdekret:

„Nachdem der kaiserliche Hof mit höchstem Mißfallen vernommen mußte, daß die in hiesiger Residenzstadt Wien befindlichen Schuhknechte sich nicht nur denen zur Erhaltung guter Polizei und beständig ausgegangenen Befehlen, Satzungen und Ordnungen höchst sträflich widersetzten, sondern sogar dahin sich vermessentlich unternommen, daß sie ihre Werkstätten und Meister ohne mindeste Ursache recht boshaftig und in der gefährlichen Absicht verlassen und ausgetreten, damit sie hierdurch dem Publikum die benötigten Werkleute entziehen, die landesfürstlichen Mandate verächtlich, ja nichtig erachten und gleichsam nach eigener Willkür untergehen wüchten, derlei muthwillige und in der kaiserlichen Residenzstadt höchst ärgerliche Anmaßungen aber Ihre kaiserliche Majestät keineswegs zu gestatten gesonnen, sondern bezeiten mit allem Ernst und Nachdruck abgestellt wissen wollten: so soll bis auf weitere Verordnung kein Schuhknecht allhier aus der Arbeit treten (noch), weniger von seinem Meister gehen, oder im Falle er bereits ausgestanden wäre, unverzüglich in eine Meisterwerkstätte sich begeben und alleem diesem also gewiß nachkommen. Wie im Widrigen derjenige Schuhknecht, so von nun an aus der Arbeit geht und von hier sich wegbegiebt, oder wenn er von der Arbeit bereits ausgestanden wäre, sich nicht allsoogleich zu seinem vorigen oder andern mit Schuhknechten nicht versehenen Meister in Arbeit gehen würde. Derselbe hoc ipso in den kaiserlichen Erlauben zur Erwerbung der Meisterschaft oder Hoffreiheit unfähig sein, und noch dazu allerorts handfest gemacht, in Band und Eisen geschlossen anher geliefert und ihm als einen Defactorio und Verächter des landesfürstlichen Gebots der Prozeß gemacht, folgsam nach aller Schärfe bestrafet; nicht weniger diejenigen, so denen Schuhknechten wider dieses Verbot Unterhalt und Unterschluß oder andern Vorschub geben, mit wohl empfindlichen Strafen belegt werden sollen.“

Groß war die Wirkung dieses Dekrets nicht. Wenigstens wollte sich ein Erfolg nicht so rasch, als vielleicht vorausgesehen wurde, zeigen. Bereits sechs Tage später erschien wieder ein kaiserliches

Schreiben, worin das Mißfallen ausgedrückt wurde, daß die „Schuhknechte“ nach ihrer „bisher angewohnten halstarrigen Vötheit“ trotz aller Strafandrohungen die Arbeit nicht ausgenommen haben, vielmehr noch immer Zusammentünfte halten. Es wurde daher das Standrecht verkündet, damit die „Verächter und Uebertreter“ des kaiserlichen Gebotes, die „Zerstörer des allgemeinen Ruhestandes an Leib und Leben ohne Anstand“ gestraft würden. Doch das war noch nicht alles. Auch die Wirthhe, welche ihr Lokal zu derartigen Versammlungen hergaben oder den Schuhmacher-Gesellen sonstwie Vorschub leisteten, sollten nach abgeschworener Urtheile auf die Galeeren gebracht werden. Ja sogar jeder Bezirksrichter, der solche „höchst verbotene Zusammentünfte“ nicht sofort der höheren Behörde anzeigte und das möglichste thäte, um die Uebelthäter „auszurotten“, sollte „zur wohlverdienten Strafe seines Amtes“ entsetzt, in Band und Eisen geschlossen, sodann im hiesigen Stadigraben auf eine gemessene Zeit zur öffentlichen Arbeit angehalten werden.

Der Schluß bringt das Tragischste. Es wird erklärt, daß eltsche „Aufseher und Nädelstüber“ zur „wohlverdienten Todesstrafe“ verurtheilt wurden, weil die Gesellen den Befehlen und Warnungen bisher nicht nachgekommen wären.

Am 31. Oktober 1722 wurden auch thatsächlich zwei der Führer gehängt und fünf andere mußten bei der Hinrichtung anwesend sein. D. S.

Kleines Feuilleton.

— Als der abgefechtte Polizeiminister Fouché das Ministerium verließ, nahm er alle Listen seiner Agenten und die geheime Korrespondenz mit, die er mit Napoleon geführt hatte. Bald stellte sich bei ihm der Marschall Berthier, sowie Méal und Dubois ein, um die Siegel an seine Papiere zu legen. Ruhig erklärte Fouché, daß die Briefe des Kaisers verbrannt wären. Berthier und die beiden anderen wandten dem gegenüber ein, daß der Kaiser damit nicht zufrieden sein würde. Fouché lachte ihnen ins Gesicht und verabschiedete sie mit den Worten:

„Wenn ich diese Korrespondenz hätte, wäre sie meine einzige Waffe, und ich würde sie nicht ausliefern. Sagen Sie Napoleon, daß ich seit 20 Jahren daran gewöhnt wäre, mit dem Kopfe auf dem Schaffot zu schlafen, und daß ich ihn nicht fürchte; er kann nur den Narren Furcht einsößen.“

Und thatsächlich wurde Fouché mit vollkommener Rücksicht behandelt. Napoleon hütete sich, ihn anzurühren. —

Theater.

— Frau Réjane sekte am Montag ihr Gastspiel als „Nora“ in Ibsen's Schauspiel fort. Das sollte der Prüffstein für die gestaltende Kraft der Pariser Künstlerin werden.

Nora ist ihrem Wesen nach ein germanischer Frauentypus. Damit ist selbstverständlich nicht gemeint, daß das Schicksal, das Nora innerlich erlebt, nicht allgemein menschlich empfunden werden könne. Das Nora-Geschick kam eine Französin nicht befremden, nur wird das Raffinement einer spezifisch Pariserischen Schauspielerin sich anders äußern, als das Temperament etwa einer nordgermanischen Künstlerin, die ein leidenschaftliches Erlebnis in halb verbaltenen, schweren Tönen wiedergibt. Weil uns da manches bei Frau Réjane fremd anmutet, wäre es darum ungerecht, ihr überaus seines Können leicht abzuwägen. Wie sie im ersten Akt scherzt und lacht, ein sonnig-heiteres, übermüthiges Kind, voll sorgloser Laune und lapidärer Seiterkeit, das war vollendete Kunst und inniges Behagen. Man muß nur die französischen Naturlaute für Lust gelten lassen; und so fast-graziöse Lustigkeit, wie bei Frau Réjane, theilt sich leicht mit. Aber wie dann Nora ihren Sanierungsprozess durchmacht bis zu dem geistig bedeutsamen Entschluß, der den Bruch mit ihrem bisherigen Leben ankündigt, das vermochte Frau Réjane unserer Empfindung nach nicht in gleicher Meisterschaft durchzuführen; wenigstens nicht so durchzuführen, daß man Nora's Charakter einheitlich wachsen sah. Im einzelnen hatte Frau Réjane ganz ergreifende Momente; wenn sie im zweiten Akt die Tarantella tanzt und plötzlich ein wilder Ausdruck verzweifelter Angst über ihr Gesicht zuckt, so ist das gewiß unvergleichlich mehr, als eine sorgsam ausgearbeitete Virtuosen-Studie. Wo aber Nora nicht mehr aus bloßer Empfindung, sondern in sicherer Erkenntnis zugleich zu handeln beginnt, wo sie zur Selbstachtung sich durchringt, da vermisst der Schreiber dieser Zeilen den geistig großen Zug. Da erschien Frau Réjane theatralisch starr, eine Nora mit flug ausstudirter Pose. Das stärkste, ursprüngliche, schauspielerische Talent braucht immer neue, schwere Aufgaben, an denen es emporzuklimmen kann. Es lag an den Verhältnissen, die Frau Réjane zwangen, sich der leichter wiegenden Produktion hinzugeben, daß sie nicht das Höchste erreichte, was in der Schauspielkunst zu erreichen ist. Schade, daß die übermäßig hohen Eintrittspreise es nur einem so geringen Theil des Theaterpublikums möglich machen, eine Schauspielerin wie die Réjane, deren Technik jedenfalls überaus fein ausgebildet ist, kennen zu lernen. —

— Das Luisen-Theater kann riskiren, was kein anderes Theater sich getrauen würde. Unvermittelt springt man hier vom dünnen Boden der Berliner Lokalposse zur hohlen Gasse des „Wilhelm Tell“ hinüber und vom klassischen Gestade wieder zu der Spree geduldigen Wasser zurück. Sie sind nicht einmal neu, die mit Spreewasser getauften Kinder der Muse; in irgend einem

Winkel lagen sie zwanzig, dreißig Jahre lang, und nothdürftig nur wurde ihnen der aschgraue Staub abgebürstet. Auch der „große Wohlthäter“, jene von H. Wilken geschaffene Poffenfigur, sah vorgestern ein wenig gealtert aus. Das grobe Augenverdrehen dieses habgierigen Muckers und seine gar zu unbändige Lüsterheit sichern ihm heute keinen rechten Erfolg mehr; das Publikum der Gegenwart ist ja gewiß nicht übermäßig anspruchsvoll und kunstverständig, aber ein bißchen Auszeitung will es doch schon haben. Dem Volkstheater kam zu statten, daß es die Bühnen des Stückes durch gute Darstellung und Einflechtung zeitgemäßer Episoden verdecken konnte. Schon manche kleine Rolle haben wir von dem Komiker Meiff hübsch spielen sehen, aber so erheitend, wie mit seinem Schuhmann, der überall zu spät nach dem Rechten sieht, dürfte er noch nie gewirkt haben. Gleich diesem Künstler waren alle Mitglieder der Bühne, ob Männlein oder Weiblein, herzhast bei der Sache, so daß eine Vorstellung zu stande kam, die das Stück so lebendig wie eben möglich machte. —

Musik.

— Von der Wiener Hofoper. Der neue Direktor Mahler hat den Mitgliedern des Hofopertheaters einen Revers vorgelegt, durch dessen Unterschrift sie sich ehrenwörtlich verpflichten, keine Claque-Dienste fürderhin anzunehmen. — Der Tenorist Naval vom Berliner Opernhaus wurde von der nächsten Saison ab auf 5 Jahre engagirt. —

Kulturhistorisches.

— Der „Kaffee-Krieg“ in Paderborn. Am Ende des vorigen Jahrhunderts verbot der Fürstbischof von Paderborn das Trinken von Kaffee, den er als einen Luxusartikel für Bürgersleute hielt, und seine Steuerbeamten fahndeten streng nach den verbotenen schwarzen Bohnen. Da aber hatte er die Frauen in ihren heiligsten und heißesten Gefühlen angegriffen und getränkt. Es entstand ein Aufbruch, anfangs lispelnd leise, dann wie des Waldstroms laut Geroll, und eines Nachmittags tranken die streitbaren Frauen der frommen Bischofsstadt auf offenem Marktplatz zum Aerger der Stadtpolizei den schwärzesten Kaffee, den sie aufreiben konnten, und setzten dem Verbot ihres Landesvaters einen solchen beharrlichen Troß entgegen, daß dieser sich allmählig zur Zurücknahme seines Kaffee-Erlasses veranlaßt sah. —

Geographisches.

— Lhasa, die heilige Stadt des Dalai-Lama, wurde als Residenz erst im 7. Jahrhundert n. Chr. gewählt. Der Wechsel des Königsthes, der ursprünglich östlich von Lhasa gelegen war, hängt mit der festen Begründung des Buddhismus in Tibet zusammen, der wenige Jahre vorher durch Zuder dort die erste Einführung erhalten hatte. Die Stadt mit ihren goldstrahlenden Kuppeln und Thürmen der zahlreichen Lamaserien und Klöster, den prachtvollen Gruppen hundertjähriger Bäume, welche die Vorstädte umkränzen, soll nach Huc einen reizenden und zugleich majestätischen Anblick gewähren. Die Hauptstraßen Lhasa's sollen breit, gradlinig und im ganzen sauber gehalten sein. Die Häuser sind weiß getüncht und mit glazierten, blauen, chinesischen Ziegeln gedeckt. Jedes Haus hat einen Thurm, und von Thurm zu Thurm spannen sich über die Straßen Seile, die in echt buddhistischer Weise mit Lappen von farbigem Tuch behangen sind. „Lamas, Weiber und Hunde giebt es in Lhasa“ — sagt ein chinesisches Sprichwort, und man kann in der That ohne Uebertreibung annehmen, daß in Lhasa und der näheren Umgebung mehr als ein halbes Hunderttausend gelber Mönche leben. Die Stadt und, was draußen zu ihr gehört, ist ein ungeheurer Klosterkomplex. Aber Lhasa ist auch nach Benares und Mekka der besuchteste Wallfahrtsort, das große Stelbische der kurznaßigen Rasse. Wie die Mohamedaner nach Mekka, wie die Hindu nach Benares, so pilgern jährlich viele Tausende Anhänger Buddha's nach Lhasa, um den fleischgewordenen Statthalter Buddha's anzubeten. Zu Fuß und auf arnseligen Kleppern reitend, strömen fortwährend neue Ankömmlinge aus allen Theilen Asiens herbei. Hier sehen wir orthodoxe Lamas von Tashi-Chambo, drapirt in weite gelbe Gewänder, dort Kadaki in ranhe, schmutzige Schaffelle gehüllt. Diese wild aussehenden, hochgewachsenen Männer mit den ungelämmten Focden sind Pilger aus Kbars an der chinesischen Grenze, geborene Räuber, Buddhisten von wildestem Fanatismus. Auch schwerfällige, dickbackige Mongolen kommen in Menge nach Lhasa. Aus den fruchtbaren Niederungen Chinas, aus den unabsehbaren Wüsteneien der Mongolei, aus den wilden Schluchten des Himalaya und Kien-lin strömen die Schätze der Pilger nach dem Siege des Dalai-Lama. Da ist kein Goldklumpen zu schwer, kein Napfstein zu kostbar, der nicht auf den Stufen des Thrones von Potala niedergelegt würde. Da auf diese Weise viel Geld nach Lhasa strömt, und die dortigen Waaren und Fabrikate, wie Webereien, Näncherfabriken, Götterbilder schon um der Heiligkeit des Ortes willen gekauft werden, so ist der Handel und die Gewerthätigkeit der Stadt nicht unbedeutend. Je armpflegger die Häuser und Hütten in Tibet, desto prächtiger erscheinen die Tempel und Klöster der Geistlichen. In Lhasa selbst ragt an Pracht und Größe namentlich ein Kloster hervor, das Lapreng, Lhasa's Opherhaus genannt. Es gilt zugleich für das Centrum des ganzen Landes, indem alle Hauptstraßen Tibets hier zusammentreffen. Allein der Angelpunkt, um den sich das ganze System des tibetanischen Buddhismus dreht, ist nicht in den gewaltigen Lamaserien und Klöstern zu finden, sondern unter der vergoldeten Kuppel auf dem Potala-Hügel und ist der Dalai-Lama. Etwa eine Viertelstunde von Lhasa entfernt, sagt Keil aus der

Ebene der dreieckige Hügel Potala auf. Die Königsburg, die sich in alten Zeiten auf ihm erhob, aber in Trümmer gesunken war, wurde von dem Dalai-Lama der fünften Wiedergeburt neu erbaut, mit vielen Tempeln, Thürmen, Pavillons zc. umgeben, in ein Kloster umgewandelt und zur Residenz des Stellvertreters Buddha's erhoben. Zwei herrliche Alleen führen von Chassa zum Palaste des Dalai-Lama, auf denen beständig die Pilger wandern, und wo prächtig gekleidete Lamas auf Pferden mit schönen Schabracken reiten. Die lamaische Residenz wird gewöhnlich nach ihrer Hauptfarbe der rothe Palast genannt. Die Gebäude auf Potala sind sehr weitläufig und bilden ein wahres Labyrinth. Palläste, Hallen und tempelartige Bauten, die von Kuppeln und Thürmspitzen getront sind und wo Korridore, Gänge und Treppen von einem Gebäude zum anderen führen, reichen von der Berglehne bis zum Gipfel. Ein mächtiger Mittelbau erhebt sich in vier Stockwerken und trägt eine ganz mit Goldplatten gedeckte Kuppel, die von einem Peristyl vergoldeter Säulen umrandet ist. Von hier pflegt der Dalai-Lama auf die schweigende, ernste Menge, die rings um den Hügel in steter Bewegung ist, herabzuschauen. —

Aus dem Thierreiche.

— Eine in Belgien aufgestellte Berechnung schätzt die Zahl der in Aequatorial-Afrika lebenden Elefanten auf 7000000, d. h. je ein Thier auf 10 der 70 Millionen Hektar des Urwaldes, wo die Thiere in den feuchten Gegenden hauptsächlich von den frischen Pflanzenschößlingen leben. Ein Elefant hat im Durchschnitt 5 Kilogramm Eisenbein, sodas man den Gesamtreichthum an letzterem auf 35 Millionen Kilogramm einschätzt, die bei einem Durchschnittswerth von 12 M. das Kilogramm einen Gesamtwerth von 400 Millionen Mark darstellen. Nach dieser Berechnung wäre der Eisenreichthum der Erschöpfung nicht so nahe, wie man allgemein annimmt. — Vielleicht hat das „Kongo-Unternehmen“, dessen Risiko man so gern dem Lande Belgien aufhalsen möchte, die Rechnungsaufstellung etwas beeinflusst. —

— Eine seltsame Amsel hat ein Herr N. J. Lamsford Jones, London W., 6 Fihroy Street, in der Nähe von Dorling entdeckt. Der Vogel, ein Männchen, befindet sich wohl aufgehoben im Zoologischen Garten. Er gehört zum Albinotypus, hat das rothe Auge des Albino; das Gefieder ist zimmetbraun, ziemlich hell, die Brust weißlich und braun gesprenkelt. Der Fieder hat in England durch die Presse vergeblich Anfrage nach einem Amselweibchen von gleichem Typus und Färbung halten lassen, um einen Paarungsversuch anzustellen, und wendet sich daher nach Deutschland mit der Bitte, ein Weibchen, wenn ein solches vorhanden, an die Zoological Society in London zu senden; gelangen die Paarungsversuche, so wäre er bereit, dem Geber oder Leihler des Weibchens oder dem Berliner Zoologischen Garten ein Paar junger Vögel abzugeben. —

Aus dem Thierleben.

— Affen als Handlanger. In manchen Minen Transvaals spielen Affen gewissermaßen die Rolle eines Arbeiters. Diesen Affenarbeitern werden Gesteinshaufen zugewiesen, deren Stücke sie der Größe nach sortiren müssen, was sie, wenn es ihnen einmal gezeigt ist, sehr geschickt machen. Ihren Augen entgeht nicht das kleinste Stück, und sie arbeiten jeden Haufen mit großer Sorgsamkeit auf, so das nicht eine Spur davon übrig bleibt. Auch in China sollen Affen in größerer Zahl als Arbeiter verwendet werden und zwar zum Theesammeln. Es hat schon einen Schimpanse gegeben, der den Ofen zu heizen verstand und den Koch herbeiholte, wenn das Feuer auf dem Herd ausgehen wollte. Dieser Schimpanse — er gehörte dem französischen Marine-Offizier de Grandpré — half den Seeleuten das Gangspil drehen, er stieg auf die Raan, löste Knoten auf, steckte Nisse ein u. s. w. In Sierra-Leone werden stellenweise Schimpanse als Wasserholer und Wasserträger benutzt, und sie zerstampfen Getreide im Möser. —

Aus der Urzeit.

— Seit einiger Zeit — so schreibt man der „Voss. Ztg.“ aus London — war bekannt, das auf der Insel Man Ueberreste des irischen Glenthier's vorkamen, das in diesen Breiten graden zu gleicher Zeit mit dem Mammuth, dem wolligen Rhinoceros und den wilden Pferden hauste. Die British Association ernannte im Vorjahre einen Ausschuss zur regelrechten Untersuchung der Angelegenheit; mit Hilfe des örtlichen Vereins der Alterthumsforscher haben Nachgrabungen stattgefunden, die zur Entdeckung eines vollständig erhaltenen Skeletts geführt haben. Dieses wurde unsern der Stadt Peel auf der westlichen Seite der Insel bei Bellanough in sumpfigem Boden in aufrechter Stellung entdeckt. Aus diesem Umstande lässt sich schließen, das dieses Riesenthier im Sumpfe seinen Tod durch Einsinken in dem schlammigen Boden fand. Da in vergangenen Zeiten das irische Glenthier, dessen Geweihspitzen bis 11 Fuß von einander entfernt sind, in der gemäßigten Zone Europas verbreitet war und in Irland häufig vorkam, die Möglichkeit des Hinüberschwimmens nach der kleinen Insel aus Irland oder Großbritannien aber ausgeschlossen scheint, kommen die Gelehrten zum Schluss, das das Riesenthier zu einer Zeit gelebt habe, wo Irland mit Großbritannien und dem Festland noch verbunden war. —

Technisches.

— Ueber die Beleuchtung der amerikanischen Großstädte macht der „Scientific American“ einige interessante

Angaben. New-York giebt jährlich etwa 5 Millionen Mark für die städtische Beleuchtung aus. In Philadelphia werden die Kosten mindestens ebenso groß sein, da allein für Gasbeleuchtung etwa 1 3/4 Millionen und für elektrische Beleuchtung 3 Millionen ausgegeben werden, wozu aber noch eine ganze Anzahl von Beleuchtungs-Anlagen kommt, welche bei dieser Statistik nicht mitgerechnet ist. Chicago giebt wunderbarer Weise jährlich nur 1 1/4 Millionen für Gasbeleuchtung aus; das erklärt sich daraus, das die Mehrzahl der Straßen dort überhaupt garnicht beleuchtet sind, ebenso wenig wie sie gepflastert sind. Im Gegensatz dazu ist Boston eine der besten mit Beleuchtung versorgten Städte; es giebt 1 1/2 Millionen für Gasbeleuchtung und fast ebenso viel für elektrische Beleuchtung aus. Baltimore, welches an Flächenraum und Bevölkerungszahl mit Boston etwa auf gleicher Linie steht, giebt nur eine Million für Gaslicht und 1/2 Million für elektrisches Licht aus. San Francisco und St. Louis bezahlen jede etwa 5/8 Millionen für Straßenbeleuchtung. Am besten ist die Stadt Pittsburg in Pennsylvania mit etwa 400 000 Einwohnern daran, weil sie natürliche Gasquellen zur Beleuchtung benutzen kann. In den hellsten Städten Amerikas zählt noch Buffalo im Staate New-York am Erie-See (etwa 300 000 Einwohner), welches trotz seines kleinen Flächenraumes nicht erheblich weniger für seine Beleuchtung ausgiebt, als die Millionenstadt Chicago. —

Humoristisches.

— Ein Ganzgeseidter. „Ein Astralkörper bildet die Grundsubstanz des gesammten Sonnensystems. Jeder physische Körper besitzt eine gewisse Verdichtung dieser Astralsubstanz, diese ist sichtbar, oben von blauer, unten von gelber Färbung und reicht gewöhnlich zwei Millimeter über die physischen Formen hinaus. . . . Durch das ganze Sonnensystem geht weiter ein von der Sonne ausgehender Lebensstrom, welcher sich in Mineralien, Pflanzen und Thiere in aufsteigendem Maße konzentriert und potenziert. Durch die Nahrung potenziert der Mensch fortwährend diesen Lebensstrom und läst ihn wieder ausströmen. Dieser Lebensstrom umgiebt den Körper normal ungefähr 45 bis 60 Zentimeter, er hat zwei Komponenten, die eine besteht aus gestreiften pulsirenden Lichtwellen und stellt das sogenannte Gerippe dar, die andere besteht aus zahllosen augenblicklich entstehenden und wieder vergehenden kleinen Lichtflächchen — das Leben charakterisirend. Dieser potenzierte Lebensstrom kann gleichzeitig mit der weiter unten zu besprechenden menschlichen Seele bis ungefähr sechs Meter weit ausgestrahlt werden. Der Vollständigkeit halber sei hier noch angeführt, das die Aetherformen des Astralkörpers und des Lebensstromes mit beiden Augen gesehen werden, was bei den einzelnen Prinzipien der Seele nicht der Fall ist.“ — (Aus: „Die Seele des Menschen“ von F. R. Caspar aus Dresden.)

— Ein Kunstverständiger. Lieutenant im Theater-Foyer zu seiner Umgebung: „Lobujrin — jaug nette Oper, was? Aber so was ja ganz Bedeutendes kann der Wagner nicht gewesen sein. Sehn Sie mal: Schiller wurde von Schiller, Goethe — — — von Goethe, na, un Wagner — Sehn Sie woll?“ — („Simplicissimus.“)

Vermischtes vom Tage.

y. In Zwiefingen, Kreis Helmstedt, hat ein sieben-jähriger Knabe seinem Leben durch Erhängen ein Ende gemacht. Grund? Furcht vor Strafe. —

— In dem Städtchen Wollshagen bei Kassel sind 10 Wohnhäuser nebst Hintergebäuden niedergebrannt. Ein Feuerwehmann wurde schwer verletzt. —

— Sonderbare Geographie! In einer in Nr. 221 des „Reichs-Anzeigers“ abgedruckten landespolizeilichen Anordnung auf dem Gebiete der Bekämpfung der Maul- und Klauenseuche bestimmt der Regierungspräsident in Bromberg, das unter den Begriff „Süddeutschland“ bis auf weiteres u. a. auch die preussische Provinz Sachsen, die thüringischen Staaten, die Herzogthümer Anhalt und Braunschweig, das Fürstenthum Waldeck, sowie das Großherzogthum Oldenburg fallen. —

— Im Riesengebirge ist die erste Hörmerschlittenfahrt unternommen worden. An einem der letzten Tage wurden auf der Schneekoppe 125 Grad C. Kälte beobachtet. —

— Durch einen herabfallenden Hopfenballen wurde in Saaz (Böhmen) ein Hopfenhändler getödtet. —

— Brände in Tirol. In Taufers, im Münsterthal, sind 11 Wohnhäuser mit Nebengebäuden niedergebrannt; 16 Familien sind obdachlos. In Mechel, Welschtirol, sanken 7 Häuser in Asche. Das Dorf Bondo bei Trone ist durch eine Feuersbrunnst zerstört; 80 Familien sind obdachlos. —

— In Brüssel waren am Sonnabend die Säle des Rathhauses für einen festlichen Empfang der Arbeitervereine geöffnet. Die Stadtverwaltung hatte 2000 Einladungen ergehen lassen. — Heißiger Sturm! —

— Amsterdam gehört seit dem 7. Oktober zu den Städten mit mehr als einer halben Million Einwohner. —

— Dem Kindersyl von Padua wurden im letzten Jahre 345 Kinder übergeben; davon sind 325 gestorben. Die Mißstände in der Anstalt werden als entsetzlich geschildert. —